



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Heynen, Walter: Goethe-Forschung in Frankreich

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Kreise bedürfen; Städte, Körperschaften, Behörden, Vereine und Einzelpersönlichkeiten sollten dazu beitragen, damit das Institut tatsächlich in den Stand gesetzt werde, dem gesamten Auslandsdeutschum eine feste Stütze nicht nur in der kommenden Übergangszeit, sondern auch für alle Zukunft zu sein: ein zuverlässiges Bindemittel zwischen den Deutschen der Heimat und des Auslandes, ein starker Damm gegen die Gefahr, daß deutsche Kraft im Auslande verloren gehe!



Goethe-Forschung in Frankreich

Von Dr. Walter Heynen

Le vaincu ne distribue pas de couronnes.

Renan, Réponse au discours de M. Cherbuliez.



Ernest Faguet hat einmal das Thema „Goethe in Frankreich“ so formuliert: „Dreißig Jahre lang war Goethe für die Franzosen der Dichter des Werther, zwanzig der des ersten Teils Faust, weitere zwanzig der des zweiten Teils. Gegenwärtig ist er der Dichter des Werther, der beiden Teile Faust, der Lieder und einer Art neo-spinozistischer Philosophie mit dem Glauben an den Fortschritt. Zu keiner Zeit ist er weder als Verfasser der Wahlverwandtschaften oder des Wilhelm Meister noch als Dramendichter für uns von Bedeutung gewesen.“

Diese Sätze mögen den Vorzug einer schematisch richtigen Disposition haben, darüber hinaus bieten sie nichts, weil sie sich an der Oberfläche halten und mit keinem Wort der bald lebenden, bald reißend fortspülenden Unterströmung Erwähnung tun. Es fehlt der wichtige Zusatz, der doch entscheidend ist: zu fast keiner Zeit ist Goethe in Frankreich nur als Dichter, nicht auch als Deutscher betrachtet worden.

Nicht erst bedurfte es nach vorausgegangener flüchtiger, aber bedingungsloser Anerkennung und Verehrung des Dichters der tiefer blickenden Erkenntnis Renans, der bereits in seinen Betrachtungen über das Jahr 1848 Goethe als den Schmied deutscher Zusammengehörigkeit¹⁾ pries; schon in der Schwärmerei

¹⁾ „L'idée de l'unité allemande est venue par la science et la littérature. Ce peuple semblait résigné à la mort, il avait perdu toute conscience et ne comptait plus comme individualité dans le monde, quand un groupe incomparable de génies, Goethe, Schiller, Kant, Beethoven sont venus le révéler à lui-même. Ce sont là les vrais fondateurs de l'unité allemande.“ L'avenir de la science, XXII, Paris 1890, S. 459.

der Staël hatte F. B. Hoffmann Gefahr gewittert und gewehrt: „N'ayons pas la sottise de nous faire allemands!“ Nun deckte Gaston Paris in seiner schönen Rede, über das Rolandslied und die französische Nationalität, die er im belagerten Paris hielt, abermals die berühmten Zusammenhänge in noch stärkeren Worten²⁾ auf: vor den anderen Großen seines Jahrhunderts hat Goethe, der Kosmopolit, die deutsche Nation aus der Taufe gehoben!

Was hier ein ernster Forscher in streng sachlicher Feststellung vortrug, konnte von den Franzosen, zumal in kritischen Tagen, kaum unkommentiert hingenommen werden. Wenn Roménie auch früh schon festgestellt hatte, daß die Goethe-Kultur in Frankreich keinen Boden gewonnen habe, und Daniel Stern gar gemeint hatte, es kenne Goethe bei ihnen überhaupt niemand, so war doch anderseits von Allou bereits 1826 hervorgehoben worden, daß der deutsche Halbgott auch unter den Franzosen Nachahmer und Verehrer besitze, und seitdem schienen in der Tat auch jenseits des Rheins die Köpfe nicht ausgestorben zu sein, in deren Gehirn ein Verständnis für Goethe zentralisiert war. Somit war für einen winzigen Bruchteil zwar des französischen Volkes, aber doch für den geistig bedeutsamsten die Frage der Angehörigkeit und Stellung Goethes zum deutschen Volke ein Problem geworden.

Wir besitzen in den Veröffentlichungen Baldenspergers,³⁾ die gleich Barometertabellen auch den kleinsten Stimmungswechsel noch vorzüglich registrieren, ein unschätzbares Anschauungsmaterial, doch soll nur für die entscheidendsten Kurven die Linienführung hier verdeutlicht werden.

Es gab, die angedeuteten Schwierigkeiten zu beseitigen, vor die Renan und vornehmlich Gaston Paris mit dem engeren Kreis letzten Endes auch die communis opinio gestellt hatten, zwei Möglichkeiten: entweder trennte man Goethe von der gegenwärtigen Generation Deutschlands, oder man anerkannte die Zusammenhänge, und dann blieb nichts weiter übrig, als ihn gleich dem augenblicklichen Feind von sich zu stoßen. Jener Weg schien auf alle Weise ehrlicher und bequemer; so ward er zuerst beschritten. Wiederum noch während der Belagerung, im Januarheft 1871 der „Revue des Deux Mondes“, erschien ein Aufsatz Mézières, der die invasion prussienne von 1792 mit der von 1870 in Vergleich stellte und sofort eine hohe, nicht mehr übersteigbare Mauer errichtete zwischen Goethe und den Allemands d'aujourd'hui, indem die Aufzeichnungen der „Kampagne in Frankreich“ den „Organisatoren methodischer Plünderung, den Theoretikern der Eroberung und Beraubung“ vor Augen führen sollten, mit welchen Gefühlen der Menschlichkeit und welchem Seelenadel „der größte Schriftsteller Deutschlands“ einst von den Franzosen gesprochen habe. Mézières lag tatsächlich der Gedanke an eine mögliche Em-

²⁾ „La poésie du moyen âge“, Paris 1885, 1^e série, S. 101.

³⁾ „Goethe en France“, Paris 1904. — „Bibliographie critique de Goethe en France“, Paris 1907.

pörung der Geister völlig fern; er hatte niedergeschrieben, was er aufrichtig empfunden hatte, da er sich und sein Land in solcher Notlage erblickte. Im übrigen hielt ein ausschließlich sachliches Interesse ihn von jeglichen Weiterungen ab. Er setzte nach dem Kriege seine Goethe-Studien unbeeinträchtigt fort und legte deren Ergebnisse 1873 in einem wohlfundamentierten Werke⁴⁾ vor, das mit gutem Gelingen den rapport constant qui existe entre l'homme et le poète aufzeigte.

Die Anerkennung der Wissenschaft blieb nicht aus. Aber sie galt lediglich der Leistung des Verfassers, nicht dem behandelten Gegenstand. Denn die Goethe-Krise in Frankreich war mit Beendigung des Krieges erst akut geworden. Julian Schmidt hat einmal gesagt, daß auch dem Ausland der innere Zusammenhang zwischen Faust und Sedan, der in der deutschen Nationalität zu suchen sei, deutlich werde. Er ward es, aber freilich in einem ganz anderen Sinne. Bei der Aufnahme Mézières in die Akademie (1874) kargte Camille Doucet⁵⁾ in seiner Begrüßungsrede zwar keineswegs mit dem Beifall, den er der Arbeit des neuen Kollegen zollte. Ob aber dieser „heldenmütige Versuch“ seinen Lohn gefunden, scheute er nicht zu fragen und hielt auch nicht mit dem Geständnis zurück, daß er sehr viel „strenger“ als Mézières über Goethe denke. Schließlich fanden sich dennoch die Ansichten in der unverhohlenen Anerkennung und Liebe Goethes für französisches Wesen, und so endigte dies Schauspiel, wenngleich an erster Bühne agiert, friedlicher als andere vorausgegangene Szenen.

In einem offenen Briefe vom 27. Juli 1872 an den Chefredakteur der „Renaissance littéraire et artistique“ hatte nämlich wesentlich unverblümter Ménard eine Reaktion gegen das intellektuelle Deutschland für unerlässlich erklärt: „il faudrait commencer par empoigner leur dieu, le grand Goethe, le plus vide et le plus gonflé de tous leurs mannequins.“ Wenn er dabei den zweiten Teil Faust einen unverdaulichen Plunder (indigeste fatras) nannte und dem Lebenswerk Goethes jeden moralischen Gehalt absprach, so war ein derartiges Gutachten freilich ohne den „Maßstab“ Sedan nicht gut denkbar. Übrigens stand er keineswegs als Rufer in der Wüste da. Ihm pflichtete sofort Edmond Scherer bei, der zwar vor zehn Jahren, noch gelegentlich der Übersetzung Pöschels, den Faust als ouvrage gerühmt hatte, „qui, sans ressembler à rien de ce que les hommes ont jamais fait, ne le cède à aucun des chefs-d'oeuvre du passé“, seit dem Kriege aber Goethe nur als den auf seine persönliche Fortbildung bedachten Egoisten wertete. Wenn 1864 bereits (in seinem William Shakespeare) Victor Hugo für Goethe die Formel aufgestellt hatte: „être indifférent, cela s'appelait être Olympien“, so mag man das als eine zwar eigenartige Anschauung gelten lassen (obwohl

⁴⁾ W. Goethe „Les œuvres expliquées par la vie.“

⁵⁾ Vgl. dazu Ludwig Spach „Zur Geschichte der modernen französischen Literatur“, Straßburg 1877, S. 85 ff. Zum ganzen die genannten Werke von Waldensperger.

schärfere Augen den Neid auf den Größeren, dem Dichter über die Schulter lügen zu sehen glauben); wenn aber ein Triennium nach dem Kriege Dumas fils, Bacharachs Faust-Übersetzung bevormortend, Goethe die Fähigkeit einer würdigen Behandlung der alten Legende abspricht, so kann man nur noch eine durch die deutschen Siege hervorgerufene bedauerliche Urteilstrübung feststellen.

Hier wird durchgehends keine Kritik mehr geübt, keine literarische Einstellung angestrebt, sondern ohnmächtige Wut, die sich mit der erlittenen Schmach nicht anders abzufinden weiß, macht sich in dieser Weise Luft. Die temperamentvolle Offenherzigkeit unserer Nachbarn hat uns diese Erkenntnis nicht eben schwer gemacht. Verkündete doch Edmond Scherer wenig mißverständlich, die Deutschen hätten sich mit dem ihrerseits zur Geltung gebrachten *droit de la conquête* auf immer den „*charme vers Allemagne*“ vernichtet. Mit diesem *charme* fiel auch Goethe. Wie majestätisch einsam steht da Renan, der freilich⁶⁾, griechische Weisheit umkehrend, nur soviel hassen wollte, wie er dereinst werde lieben müssen, mit seinem stolzen Bekenntnis: „*Nous n'avons pas changé nos jugements sur Goethe.*“ Aber fühlte er nicht auch, wie ihn die so kühlende wie erlähmende Höhenluft umstrich, wenn er sich „*un peu dépaycé*“ erfand „*en présence de ce qu'on proclame maintenant comme un nouvel idéal*“? Dies neue Ideal war, mit wahren Namen benannt, nichts anderes als die Revancheidee, die, je länger je üppiger ins Kraut schoß und sogar jene seltsame Verbindung zwischen Goethe und Sedan kupplerisch zuwege brachte. Man mußte es unbedingt als Schmeichelei auffassen, wenn ein Franzose⁷⁾ erklärte, daß sich über Goethe oder Heine Bismarck oder Moltke vergessen lasse. Dabei sprach hier de Régniers gewiß nur für seine Person und konnte von Glück sagen, in seiner Heimat ungerügt geblieben zu sein. Denn Hallays Formel, Goethes Eklektizismus stelle ihn an den Anfang der Weltliteratur, nahm Abbé Delfours scharf unter die Lupe und klopfte den glücklichen Finder streng auf die Finger: seinen Patriotismus wollte er zwar ausdrücklich nicht anzweifeln; sein Gefallen aber an so unleugbarem „Goethisieren“ trug ihm den Stempel deutschen Gepräges ein. Damals waren dreißig Jahre seit dem Kriege verfloßen. Ähnliche Gestimmungen sind auch im vierten Jahrzehnt nicht verstummt, so daß Grand-Carterets Wunsch⁸⁾, die Lateiner möchten dem großen Germanen ein würdiges Denkmal errichten, noch am Vorabend des neuen Krieges nicht in Erfüllung gegangen war; nicht in Erfüllung hat gehen können, weil noch die Vorbedingung nicht erreicht war: „*le jour où les haines de races auront disparu de la surface du globe.*“

Nach solchen Präludien wird auf diesem Sondergebiet kein Einsichtiger einen Kurswechsel während des Krieges erwarten wollen. Er ist denn in der Tat

⁶⁾ Renan „Discours et conférences“, Paris 1887, S. 120 f.

⁷⁾ Baldensperger „Bibliographie“, S. 232 f.

⁸⁾ J. Grand-Carteret „La France jugée par l'Allemagne“, Paris 1896, S. 283. Der Verfasser sieht in Goethe einen „gallophile convaincu“.

auch nicht erfolgt. Dagegen kann es überraschen, die seit 1870 geübten Variationen einer durchsichtigen Gesinnungskritik nunmehr in einer kurzen Zeitspanne und noch dazu von ein und derselben Persönlichkeit gehandhabt zu sehen. Die Ausführungen, die hier näher geprüft werden sollen, rühren von Chuquet her und finden sich unter dem Titel „Le mot de Goethe au soir de Valmy“ in Nr. 51 der „Revue hebdomadaire“ vom 18. Dezember 1915. Der Name Chuquets sollte freilich vor jeder Warnungstafel sicher sein. In der Geschichte wie in der Literatur in gleicher Weise fundig und mit bedeutendem Ertrage forschend tätig, hat er sich in langen, schaffens- und wirkungsreichen Arbeitsjahren eine ansehnliche, auch in Deutschland wohl beachtete Stellung errungen. Und besonders sollte, ihn über Valmy reden zu hören, nicht im mindesten auffällig sein. Hat er doch nicht bloß ein vielbändiges historisches Werk dem Zeitalter der Revolutionskriege gewidmet, sondern sich auch bemüht, diese folgenreichen Jahre literarisch auszuschöpfen. Wenn gerade die „Kampagne in Frankreich“ von unseren westlichen Nachbarn eifrig gelesen wird, so dankt sie diese weite Verbreitung nächst der besonderen stofflichen Anziehungskraft der wertvollen Anteilnahme Chuquets, der in einer gut kommentierten Ausgabe gerade diese Schrift Goethes seinen Landsleuten mit Erfolg nahezubringen mußte. Nirgends also etwas, das auf ein vestigia terrent deutete. Um so stärker der Abfall eines solchen Mannes, den wir fröstelnd fast wie Verrat empfinden. Doch es soll nicht Gleiches mit Gleichem erwidert, ein Verdammungsurteil nicht ohne Begründung ausgesprochen werden. So mag zunächst Chuquet selbst das Wort erhalten. Der Kern seiner Abhandlung ist kurz gesagt der Nachweis, daß Goethes berühmte Worte am Abend der Kanonade von Valmy: „Von hier und heute geht eine neue Epoche der Weltgeschichte aus, und ihr könnt sagen, ihr seid dabei gewesen“ keine ahnungsreiche Inspiration des Genies seien, sondern erkügelter Treppenwitz, den der späte Redaktor Goethe nach dem Vorbilde Massenbachs einzuflechten für gut befand. Es braucht hier nicht die Entstehungsgeschichte der „Kampagne“ von neuem dargelegt zu werden. Man wird sich erinnern, daß Goethe diese Blätter von 1792/93 nicht unmittelbar nach den geschilderten Ereignissen herausgegeben, sondern erst 1820, unter dem Eindruck ähnlich revolutionärer Stimmungen in Deutschland (wie Alfred Dove überzeugend dargetan hat), auszuarbeiten begonnen und erst 1822 veröffentlicht hat. Zu späteren Einschiebseln war also übergenug Gelegenheit gegeben. Auch daß einst Mézières die Echtheit jenes Satzes mit dem freudigen Bemerkten hingenommen hatte, daß wirklich mit jenem Tage der neue Kalender begonnen habe; oder daß noch 1906 Henri Bordeaux in seinem „Paysages romanesques“ gläubig den stolzen Ausspruch wiederholt, will nichts besagen. Denn schon viel früher war Chuquet nicht so vertrauensvoll gefolgt. Er hatte in seiner „Goethe en Champagne“ gewidmeten Studie⁹⁾ bereits zahlreiche

⁹⁾ „Études de littérature allemande“, Paris 1902, deuxième série, S. 73—180.

Flüchtigkeiten und Ungenauigkeiten aufgedeckt und hinter die bekannte Stelle ein Fragezeichen gesetzt. Auch war ihm dort schon der Gedanke aufgestiegen, daß Massenbach, den Goethe ja neben verschiedenen anderen zu seiner Orientierung gelesen hatte, ihn mit seiner ganz ähnlichen Betrachtung: „Der 20. September 1792 hat der Welt eine andere Gestalt gegeben; es ist der wichtigste Tag des Jahrhunderts“ inspiriert haben könne. Vielleicht habe Goethe damals nur gesagt, daß die Franzosen von dieser Kanonade den Beginn einer neuen Ära datieren würden. Man sieht, wie zurückhaltend sich Chuquet noch verhielt bei und trotz allem Quelldetail, das er genau beherrschte. Ein entscheidendes Wort wagte er nicht, ließ vielmehr, genau genommen, schließlich alles beim alten, indem er eine so bedeutsame Charakterisierung jenes Tages zugab und nur die Möglichkeit einer anderen Formgebung erwog. Auch die neue, im Kriege aufgefrischte Lektüre gab zunächst keinen inneren Anstoß. Die Goethesche Beschreibung ward fürs erste ganz in den Dienst der Stunde gestellt. Denn auch Arthur Chuquet hat es, gleich so vielen seiner Kollegen, nicht verschmäht, sich den geistigen Freischärlern anzuschließen. „De Valmy à la Marne“ heißt seine Kampfbroschüre, die mit Bédierschem Tagebuchmaterial arbeitet und unsere „kultur“ höhnt. Es ist ein flüchtig zusammengerafftes Bündel von Tagesaufsätzen, das mit der antithetisch wirkenden Parole „de Goethe à Bernhardt“ Refame macht. So wird Goethe natürlich gelobt. Wie würde er erröten, meint Chuquet, über die unvornehme Haltung seiner Landsleute, wenn er das mitansehen müßte. Die Tendenz ist ganz unverkennbar: es gilt den Dichter herauszustreichen. Darum erhält sein „récit“ diesmal das Zeugnis „exact dans l'ensemble“. Und weitere Überraschungen werden geboten: „Ce civil a été brave“, versichert Chuquet und erzählt, wie da Goethe, das Kanonensieber kennen zu lernen, die Gefahr sogar gesucht habe. Der Gedanke an die viel spätere Niederschrift scheint hier nicht weiter gestört zu haben; der Verdacht, daß es sich lediglich um — Tarasconnaden handle, hätte doch sonst sehr nahe gelegen! Hätte allerdings nicht in den Zusammenhang gepaßt! Denn es soll ja gezeigt werden, daß Goethe ein Wohltäter an den vom Kriege betroffenen Bewohnern Frankreichs war. Deshalb kann es nicht laut genug verkündet werden, mit welchem Abscheu er Plünderungen und Brandschätzungen verdammt. Wenn auch nicht jede Äußerung dazu stimmt, so bereitet das keine Verlegenheit. Einen Satz¹⁰⁾ wie diesen: „Einige Dörfer brannten zwar vor uns auf, allein der Rauch thut in einem Kriegsbilde auch nicht übel“ kommentiert Chuquet harmlos: „cette réflexion d'artiste est la seule de ce genre qui lui échappe.“ Nach der Lektüre dieser plumphen Wiederholung einer von Mézières eigentlich bereits totgeheßten Methode, die dennoch mit aufdringlicher Gespreiztheit wieder vorgetragen wird, wirkt der zweite, nun gegen Goethe gelehrte Aufsatz doppelt unerquicklich. Denn bei keiner Zeile

¹⁰⁾ Weimarer Ausgabe, Bd. 33, S. 56, 20.

wird man das Gefühl mehr los, daß es gar nicht um wissenschaftliche Erkenntnis geht, sondern daß hier ein Forscher all seinen Scharfsinn aufbietet, um mit seinen Waffen, doch ohne die kenntlichen Abzeichen des Soldaten, dem Feinde des Vaterlandes auf jede Weise Abbruch zu tun. Dennoch gebärdet sich Chuquet als exakter Gelehrter und in dieser Eigenschaft hat er kein Erbarmen mehr mit Goethe. Das Fragezeichen der früheren Studie wird zum Ausrufungszeichen höhnischer Gewißheit. Wie ein in flagranti ertappter Dieb wird Goethe abgeführt. Einst zwar stand auch Chuquet voller Hochachtung vor der Goetheschen Darstellung. Wenn er ihr gleich da und dort historische Unstimmigkeiten nachweisen mußte, als Ganzes war ihm diese Leistung nur sympathisch¹¹⁾: „Le Goethe qui se montre à nous dans la Campagne de France est tout à fait digne de notre sympathie et de notre admiration.“ Und sein Blick war vor allem hell und klar geblieben für die künstlerischen Schönheiten des Buches. Er hatte die Silhouetten und Porträts bewundert, die Goethe mit leichter, pinselsicherer Hand entworfen; er hatte sich erfreut an den zahlreichen netten Episoden und Histörchen, den eindruckstiefen Interieurs und Stimmungsbildern und der Sprache trotz einigen Unklarheiten „bon ton et grand air“ zugestanden¹²⁾: „On sent à chaque page l'écrivain de profession, l'homme de lettres qui vise à composer une oeuvre d'art en un style plein d'élégance, de distinction et de noblesse.“ Nun aber hat der Krieg anscheinend neue Regeln und Gesetze aufgestellt¹³⁾: „Goethe a vieilli et aussi sa diction, canescit oratio.“ Eine neue Beurteilung ist das jedenfalls, bleibt nur die Frage, ob auch neue Gründe dafür vorlagen? Zuerst werden jedenfalls die alten geräumig aufgetischt. Man bekommt wieder von historischen Unrichtigkeiten zu hören, und mit gelehrtem Apparat wird abermals erwiesen, daß Goethe erst 1820 Joinville kennen gelernt habe, folglich die unter dem 27. September berichteten „drangvollsten Begebenheiten“ aus der Geschichte Ludwigs des Heiligen unmöglich 1792 erzählt sein können. Als neues und für Chuquet sehr wichtiges Argument kommt hinzu, daß Goethe nach seinen Ermittlungen ganze zwanzig Zeilen aus den *Memoires Dumouriez*' herübergenommen hat. Ein Plagiat also! Chuquet steht wirklich nicht an, es so zu benennen. Nach dieser Entdeckung aber, das bleibt die Hauptsache, sind seinen Folgerungen alle Schleusen geöffnet. Hat sich doch Goethe zumindest alles Vertrauen verschert. So bleibt es denn dabei: nicht 1792 wurden jene berühmten Worte gesprochen, sondern 1820 niedergeschrieben. Goethe entsann sich eines während der Kriegereignisse an Knebel gerichteten Briefes (vom 27. September 1792), in dem es hieß: „Es ist mir sehr lieb, daß ich das alles mit Augen gesehen habe und daß ich, wenn von dieser wichtigen Epoche die Rede ist, sagen kann: „et quorum pars minima fui.“ Die Verbindung

¹¹⁾ „Études“ S. 110.

¹²⁾ Ebenda, S. 129.

¹³⁾ „Revue hebdomadaire“ 1915, Nr. 51, S. 329.

dieser Erinnerung mit der Aufzeichnung Massenbachs ergab die neue, allenthalben bekanntgewordene Fassung.

Was besagen denn nun Chuquets Ausführungen? Es waren so mancherlei Einwendungen dagegen zu machen, daß man sie vielleicht als Versuch eines Gegenbeweises gedeutet haben könnte. Nichts liegt indes ferner. Seine Beweisführung scheint, trotz allen Ausstellungen im einzelnen und trotz unleugbarer Gefinnungslosigkeit, im ganzen überzeugend, sein Resultat annehmbar. Nur durchaus nicht neu. Alfred Dove hat in der Cottaschen Jubiläumsausgabe der Werke Goethes ganz die gleichen Einwände bereits geltend gemacht, die Joinville-Episode als späten Nachtrag charakterisiert und Dumouriez als gern benutzte Quelle erfunden. Und indem auch er die Fassung des in Frage stehenden Satzes als von Massenbachs betonender Wendung abhängig annahm, hat er die überlaut ausgesprochene französische Entdeckung vorweggenommen. Allerdings hat Dove sich nicht verleiten lassen, mehr zu behaupten, als sich nach kritischer Prüfung des Sachverhaltes sagen läßt. Die apodiktische Form die Chuquet sich aneignet, bleibt noch immer Hypothese. Bis zum heutigen Tage besitzen wir keine Äußerung, die mit bestimmten Worten den Nachweis für Gleichzeitigkeit oder Nachträglichkeit erbrächte, nur indirekt läßt sich spätere Einfügung wahrscheinlich machen. Dieser Annahme steht dann aber nicht einmal der bereits zitierte Brief an Knebel im Wege, wie Chuquet sowohl als auch Dove zuzugestehen für nötig befunden hatten. Was sich in ihm¹⁴⁾ ausdrückt, ist nicht spezielle Wertung, die sich an irgendein besonderes Ereignis knüpft (wie das in der prophetischen Kritik am Abend von Valmy der Fall war), sondern ist schlechthin der Ausdruck des Hochgefühls, für das wir seit den Augusttagen von 1914 das volle Verständnis wiedergewonnen haben, und das sich dem Dichter in jenes denkwürdige Gewand kleidete. Wenn aber etwas gegen Goethe zeugte, so sind es die unten stehenden Sätze¹⁵⁾ in jenem Briefe, die in ihrer gesunden, prosaischen Einschätzung der wirklichen Verhältnisse weit von der divinatorischen Gewalt und Erkenntnistraft des Valmy-Ausspruchs entfernt sind.

¹⁴⁾ Der bereits erwähnte Satz: „daß ich, wenn von dieser wichtigen Epoche die Rede ist, sagen kann: *et quorum pars minima fui.*“

¹⁵⁾ „Wir sind in einer sonderbaren Lage. Nach der Einnahme von Verdun fand man, daß die Franzosen die Forêt d'Argonne besetzt und den Paß von Clermont auf Ste. Meneshould errannt hatten. Man suchte sie zu tournieren und mit Hilfe des Generals Clairfait vertrieb man sie von dem Posten von Grandpré, die ganze Armee ging über diesen Ort und setzte sich zwischen Ste. Meneshould und Chalons. Als man den Feind zu Gesichte bekam, ging eine gewaltige Canonade los, es war am 20ten, und da man endlich genug hatte, war alles still und ist nun schon 7 Tage still. Sogar die Vorposten schießen nicht mehr. Die Franzosen stehen ohngefähr wie vorher und von uns kann man nur über Grandpré nach Verdun gelangen. Entsetzliches Wetter, Mangel an Brod, das langsam nachkommt, machen diesen Stillstand noch verdrießlicher. Man fängt an den Feind für etwas zu halten, den man bisher verachtete und (wie es zu gehen pflegt bei solchen Übergängen) für mehr zu halten als recht ist.“

Dagegen kann weder das Fehlen von ähnlichen charakteristischen Stellen in den Briefen an die Vulpius als Stütze für Chuquets Behauptung in Anspruch genommen werden — denn wie hätte Goethe ihr, die nur von neuen, für den „braven Hauschatz“ erstandenen „Judenfrämlingen“ hören wollte, darin verständlich sein sollen? — noch darf man sich zu sehr von Massenbachs ähnlicher Einschätzung des Tages von Balmy bestechen lassen; die nämlich gleichfalls bei Massenbach auftretende Attilaerinnerung, zu der das königliche Hauptquartier bei Hans Veranlassung gab, hat Goethe bestimmt nicht nachgesprochen, sondern schon am 25. September 1792 brieflich die Aufmerksamkeit der Herzogin Amalie auf alte Hunnenschanzen in dieser Gegend gelenkt. So kommt die Wissenschaft bei genauer und ehrlicher Abwägung nach keiner Richtung über Doves Formulierung¹⁶⁾ hinaus. Was demnach von Chuquets Funden bleibt, wiegt doch nicht leicht: es ist die traurige Erkenntnis, daß ein bedeutender Forscher sein eigenstes, glänzend bestelltes Gebiet dem profanum vulgus zum Tummelplatz der Leidenschaften ausliefert, um sich so verdienstlich zu machen. Man scheint sich in Frankreich viel von dieser Art der Kriegshilfe zu versprechen: die „Revue hebdomadaire“ hat seitdem einen Beitrag Péladans, „Goethe et la culture“, gebracht;¹⁷⁾ Péladans Ausführungen wollen den Nachweis bringen, daß Goethe sich von unserer „Kultur“ schauernd abgewendet hätte, wie er zugunsten der gräko-katholischen Zivilisation Frankreichs Luther und Kant abgelehnt habe. Eine Richtigstellung seiner tendenziösen Konstruktionen, die in Mephistopheles gar das inkarnierte Preußentum erkennen wollen, ist selbstverständlich unnötig; nur die wechselnde Methode im Kampf der Geister bleibt festzuhalten: auf Goethes Äußerungen gegen Deutschland sollte Frankreich nicht verzichten, und mit Zufriedenheit wird das Endergebnis verkündet „il est donc nôtre“. Vielleicht, daß danach wiederum Arthur Chuquet das Wort ergreift, um etwa die Clavigo-Frage „neu“ zu beleuchten. Ein Plagiat ließe sich zumindest daraus konstruieren, und daß Chuquet gerade den Clavigo einst als dramatisches Werk Goethes erklärt hatte, hat kein Bedenken.

Uns selbst zwar schadet das wenig, und am allerwenigsten darf man im Namen Goethes protestieren. Einspruch erheben aber muß die Wissenschaft, deren oberster Grundsatz noch immer die Wahrheit war, und deren symbolum einst — auch zur Kriegszeit — Gaston Paris im collège de France feierlich mit den bekannten schönen Worten verkündet¹⁸⁾ hatte.

Sollte ein solches Kredo, dessen ehernes Gepräge für die Ewigkeit bestimmt schien, schon nach fünfundsiebzehn Jahren so ganz und gar und so schmähtlich vergessen sein?

¹⁶⁾ Vgl. Einleitung und Anmerkungen zum 28. Band der Jubiläumsausgabe.

¹⁷⁾ Januar 1916.

¹⁸⁾ La poésie du moyen âge, Paris 1885, 1^e série, S. 90.